



Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. E.

1916. * Nr. 20

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blich. (Fortsetzung.)

7.

(Nachdruck verboten.)

Gegen Abend des nächsten Tages kam Werner Schütz an. Er sah prächtig aus, war ganz sonnengebräunt und strotzte von junger Lebenskraft und Freude.

ganz voll von Ideen wäre er. Doch als sie beide aus der Stadt heraus waren und die grüne, blühende Campagna vor sich hatten, da rief der Rom-Schwärmer in ehrlichem Entzücken: „Sapperment, ist das hier aber ein herrliches Stückchen Welt!“ „So schön hätte ich es mir doch nicht vorgestellt!“ Bruno nickte freudig. „Es kommt noch viel schöner, du sollst aus dem Staunen gar nicht herauskommen.“

Die Hände.

(Im Lazarett.)

Er reckte sich ganz leise, und er sah
des hellen Krankenzimmers bleiche Wände.
Vor seinen Augen nah, ganz nah
bewegten sich zwei schöne weiße Hände.

Ihm war so schwach. Sein Kopf fiel hart zurück.
Er konnte kaum die schweren Lider heben.
Da war es ihm ein rußsam gutes Glück,
zu schaun auf zweier Hände stilles Leben.

Sie faßten eben etwas Kaltes an,
es sank auf seine heiße Brust zu legen.
Und weiche Kissen schoben sie ihm dann
sacht unters Haupt, fast ohne sich zu regen.

Wie Schwestern schienen ihm die guten Hände,
zu mildem Werke hilfsreich geeint,
zu kühlen roter Wunden schlimme Brände
und böse Fieberglut, die klopft und peint.

Er träumte: „Weiße Tauben! Wie sie fliegen
in Juthimmels blauer Sommerluft!“
Da blieben sie auf seiner Stirne liegen,
und langsam fielen ihm die Augen zu . . .

E. Etienne Wiff, d. R.



Bruno umarmte ihn wie einen Bruder. Er war überglücklich, den lieben Freund endlich wieder zu haben. Natürlich begann Werner sogleich von Rom zu schwärmen, auch von seinen Arbeiten sprach er und von seinen neuen Plänen;

Als sie daheim waren in der casa bianca, sah der Freund das neue Bild. Wie gebannt stand er davor, stumm und andachtsvoll. „Nun, was meinst du dazu?“ fragte Bruno endlich mit verhaltener Freude.

Da schielte der andere aus seinem Sinnen auf und erwiderte begeistert: „Es ist das Grandioseste, was du bisher gemacht hast! Es ist in jeder Beziehung herrlich schön, und ich bin überzeugt, es wird gewaltiges Aufsehen erregen. Aber sag nur, wer ist die Dame?“

Ganz ruhig antwortete Bruno: „Die Tochter unserer Wirtin.“

„Was? Hier im Hause!“

„Ganz recht, hier im Hause.“

Schweigend und lange sah Werner auf das Bild.

Endlich fragte Bruno, scheinbar ganz ruhig: „Gefällt sie dir?“

Begeistert rief der Freund: „Ich habe ja im letzten halben Jahre viele schöne Mädchen gesehen, aber nie habe ich eine gefunden, die alles, was ein Weib begehrenswert macht, so in sich vereinigt, wie es hier der Fall zu sein scheint!“

Stumm lächelnd stand der Ältere da.

Und der andere sprach eifrig weiter: „Das scheint du noch gar nicht gemerkt zu haben, du eingefleischter Junggeselle!“

„O doch“, erwiderte er heiter.

Immer auf das Bild schauend, sprach Werner: „Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das auf den ersten Blick so festsetzt, — diese edlen Züge und die geradezu königliche Haltung, dabei im Blick trotz der suchenden Sehnsucht diese ganz einzige Milde und Güte, die nur den großherzig edlen Menschen eigen ist — direkt entzündet bin ich!“

Da nickte Bruno schmunzelnd und sagte: „Wie ich dich kenne, habe ich alles das auch nur ganz so erwartet, mein Jungchen. Aber nun komm, sehen wir uns hier mal ein paar Minuten auf den Balkon und reden wir nun von uns.“

Sie taten es, und dann berichtete Werner eingehend von seinem Aufenthalte in Rom und von seinen vollendeten Kopien, die zur vollsten Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen waren.

„So, das von mir. Und nun sag, wie es dir geht.“

„Gut geht es mir, das siehst du ja!“

„Also alles ausgeheilt?“

„Aber natürlich! Der leichte Spizenkatarth war schon nach sechswoöchigem Aufenthalt geheilt.“

„Und du fühlst dich ganz wohl?“

„So wohl wie nie zuvor! Jetzt geht es mit neuen Kräften an die Arbeit. Nächsten Monat gedente ich zurückzureisen. Bis dahin will ich hier noch fleißig Studien malen. Und dir dürfte das auch nichts schaden, mein Junge!“

„Herrlich!“ rief Werner. „Sofort bin ich dabei! Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein werden wir arbeiten!“

„Es gibt wundervolle Motive hier. Du wirst erkaunt sein. — So, nun komm hinunter, damit ich dir den Garten zeigen kann.“

Sie gingen hinunter. Unter den Zypressen fanden sie Francesca. — Bruno stellte den Freund vor.

Nach der ersten Begrüßung sagte Werner, ohne seine Bewunderung zu verbergen: „Ich kenne Sie schon, Fräulein; ich habe oben das Bild gesehen!“

Und sie erwiderte mit liebenswürdigem Lächeln: „Auch Sie sind mir nicht mehr ganz unbekannt, Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Werner nickte ihr freundlich zu, aber er sagte nichts, unausgesetzt blickte er sie an, und er dachte nur immer: wie schön, wie herrlich schön ist sie doch!

Dann zog ihn Bruno weiter: „Komm mit hinunter zum Giacomo, da gibt's den besten Terrodrö.“

„Also immer noch der Weinsucher!“

Lachend gingen sie weiter.

Und Francesca sah ihnen lange und sinnend nach.

Untenwegs begann Werner von neuem zu schwärmen: „Bruno, ich verstehe dich nicht mehr! Bist du denn blind für Frauenreize?“

„Durchaus nicht, mein Lieber. Sonst hätte ich sie doch nicht gemalt.“

„Ach, das ist das Interesse des Künstlers! Aber als Mensch, als Mann empfindest du denn als solcher gar nichts?“

„O ja. Aber du scheinst ja über beide Ohren verliebt zu sein.“

„Wenn ich es noch nicht bin, dann werde ich es bestimmt werden. Deffen kannst du sicher sein!“

„Du, das laß lieber bleiben!“

„Oh, weshalb?“

„Weil du es dann mit mir zu tun bekommst!“

Halb erschrocken und fragend sah Werner auf.

„Sie ist nämlich bereits meine Braut!“ Nun war es heraus. Länger konnte es Bruno nicht zurückhalten, er war kein Komödiant.

Einen Augenblick starrte der jüngere den älteren Freund an; sprechen konnte er nichts.

„Ja, ja, mein Kerlchen, es ist so! Nächsten Monat heiraten wir!“

Endlich fragte der andere: „Warum hast du mir denn das so lange verschwiegen?“ Und seine Stimme erzitterte ganz leise.

„Weil ich dich überraschen wollte, Junge!“

„Das ist dir allerdings gelungen.“

„Mehr, als ich erhoffte, denn du gratulirtest mir ja nicht mal.“

Da nahm sich Werner zusammen, verdrängte seine Mißstimmung und seine Enttäuschung und reichte dem älteren Freunde, dem er so vielen Dank schuldete, und den er so innig lieb hatte, beide Hände hin, und mit treuherzigem Blick und festem Händedruck wünschte er ihm Glück zu der Wahl.

Damit war die leichte Spannung zwischen beiden gehoben, in ehrlicher, treuer Freundschaft fanden ihre Herzen sich wieder.

Und dann begann Bruno zu schwärmen. Mit begeisterten Worten schilderte er, wie er sie kennen und lieben gelernt, und wie sie beide so bald sich verstanden hatten. Auch den Zusammenstoß mit Mario berichtete er und von der langen, schweren Krankheit, in der sie ihm mit rührender Zärtlichkeit beigegeben hatte. Alles erzählte er jetzt. Werner wurde immer erpaueter.

„Und nichts von alledem hast du mir auch jemals in deinen Briefen nur angedeutet!“

„So etwas erzählt sich besser“, sagte Bruno heiter.

Als sie dann unten auf der Terrasse saßen und den feurigen Wein im Glas hatten, da tranken sie auf die neue, sonnige Zukunft.

Am Abend, als Bruno sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tische einen kleinen Brief.

Francesca schrieb: „Liebster, tu mir den Gefallen, laß uns keine Komödie spielen, sondern sage deinem Freunde, daß wir uns gehören. Glaub mir, es ist besser, ich fühle es. Tausend Küsse, Francesca.“ — Lächelnd steckte er den Brief ein.

Und gleich am nächsten Morgen beruhigte er sie, daß er ihren Wunsch schon vorgeahnt hatte.

Zum Dank küßte sie ihn heiß und innig.

„Nun, wie gefällt dir Werner?“ fragte er fröhlich.

„Oh, er scheint ein lieber Mensch zu sein.“

„Ja, das ist er! Und auch ihr beide müßt gute Freunde werden, damit wir zu dreien in fester Eintracht leben können!“

Lächelnd und gutherzig versprach sie es ihm.

Dann kam auch Werner dazu.

Francesca begrüßte ihn traulich und herzlich.

Doch er war heute ein wenig besangen. Das merkte er sofort, und er kämpfte auch dagegen an, aber es war umsonst, — es war, als läge ein leichter Druck auf seiner Seele, der ihm den freien Blick verschleierte.

Dann gingen die Freunde in die Berge, um zu malen.

„Was fehlt dir, mein Junge?“ fragte Bruno. „Du bist heute so seltsam still!“

Werner versuchte heiter zu sein, aber es wollte nicht gelingen.

„Mir fehlt gar nichts, vielleicht scheint es dir nur so, als wäre ich so still.“

„Nein, es scheint mir nicht nur so, sondern du bist wirklich verstimmt, denn in deinen Worten liegt unverkennbar Reizbarkeit. Also was fehlt dir? Sei ehrlich!“

Jetzt lachte Werner laut auf. „Du siehst Geistesfieber, mir fehlt wirklich nichts!“

Da schwieg Bruno. Er fühlte deutlich, daß der Freund diesmal nicht ganz offen war. Das tat ihm weh. Und er sann darüber nach, was wohl der Grund der Verstimmung sein könnte. Aber er fand keinen.

Auch Werner schwieg. Und jetzt war er wirklich verstimmt, denn er ärgerte sich, daß er sich so schlecht beherrscht hatte.

Erst, als sie am Ziele waren, das Bruno als eines der schönsten malerischen Motive herausgefunden hatte, war der Damm des Schweigens gebrochen.

„Nun, was sagst du zu diesem Bild?“ rief Bruno entzückt und deutete auf die prangende Landschaft.

„Ja, es ist ein schönes Stückchen Welt, das sehe ich immer mehr ein“, erwiderte Werner in ehrlicher Begeisterung.

Dann begannen sie zu arbeiten. Währenddessen wurde auch gesprochen, alle möglichen Erinnerungen ausgekratzt, hier und da fiel ein Scherzwort — aber es half nichts; der alte, ungezwungene Freundschaftston von ehedem wollte nicht wieder anklingen.

Das fühlte ein jeder. Und endlich schwiegen sie ganz und arbeiteten still und emsig weiter.

Auf dem Heimwege aber hielt Bruno es nicht länger mehr aus; er stellte den Freund einfach zur Rede: „Mein lieber Werner, so geht das nicht weiter. Jetzt bekenne mal Farbe. Du hast etwas gegen mich, ja, ja, — sag, was du willst — ich bleibe dabei, du hast etwas gegen mich — manchmal leuchtete es wie Haß aus deinen Augen — jawohl, das habe ich ganz deutlich gesehen!“

Da wurde der Freund purpurrot — das geheimste Fäch seiner Seele war soeben freigelegt, von dem Allerheiligsten war der Vorhang herabgerissen — etwas, das er selber noch nicht einmal zu denken wagte, das er unberührt in den Tiefen schlummern lassen wollte, nun war es ans Tageslicht gezogen und ihm zum Bewußtsein gebracht. Nun schallte es mit anklagenden Worten an sein Ohr: Haß! Haß! Haß!

Doch nur einen Augenblick währte das, dann war die Rote und Verlegenheit verschwunden, er war Herr seiner Stimmung, und mit freiem, lächelndem Blick sah er den Freund an. Und als er nun zu sprechen begann, schlug er einen besonders herzlichen Ton an, schon deshalb, um sich selbst über den letzten Rest der Verstimmung hinwegzutäuschen.

„Du mir die Liebe, Bruno,“ bat er, „und laß uns nicht mehr davon reden! Es ist ja möglich, daß ich ein wenig nervös oder erregt bin — vielleicht liegt mir noch die lange Reise in den Gliedern, vielleicht auch liegt es an dem Luftwechsel — sicher wird es morgen oder in den nächsten Tagen schon ganz überwunden sein. Also, nicht wahr, reden wir nun nicht mehr davon.“

Damit gab sich Bruno denn zufrieden.

Als sie daheim waren, ging Werner in sein Zimmer und blieb eine Weile allein. Nun ließ er seinen Zorn an sich selber aus und peinigete sich mit endlosen Vorwürfen, daß er solchen unlauteren Regungen nachgegeben hatte. Und immer kam die Frage: War es denn auch wirklich Haß, was da so tief im verborgenen schlummerte? Er konnte nicht anders, er mußte sich diese Frage bejahen, es war Haß, der in seiner Seele geschlummert hatte.

Aber wie, wie nur kam er dazu? Wie konnte er diesen Menschen, dem er doch so unendlich viel verdankte, auch nur einen Augenblick lang hassen? Wie war das denn nur möglich?

Er sann und sann. Und da, mit einem Male, blickartig, ja, kam ihm die Erleuchtung . . . er war eifersüchtig auf ihn! Ja, so war es! Das schöne Mädchen hatte es ihm angetan, vom ersten Augenblick an, da er sein Bild gesehen hatte, hatte dasselbe es ihm angetan — sofort war er in Begeisterung für es erglückt, und er hatte gehofft, die Schöne für sich zu gewinnen. Und da war der Freund ihm zuvorgekommen, hatte sie ihm schon lange vorher genommen und nun ihm noch dazu eine Komödie vorgespielt — deshalb, ja, deshalb war der Haß in seiner Seele aufgeleimt.

So war es. Nun war er sich über alles klar. Beschämt, zerknirschert sah er da. So klein, so erbärmlich klein hatte er handeln können? Diesem Manne gegenüber, der ihm mit offenen Armen entgegengestanden war, hatte er solche kleinlich erbärmliche Regung aufkommen lassen? War das Freundschaft? — Psui! Wie schlecht hatte er gehandelt! Schamrot wurde er vor seiner Erbärmlichkeit. Aber jetzt, nun er klar in seine Seele hineingeleuchtet hatte, nun er den Abgrund sah, an dem er wandelte, nun war er auch gerettet. Jetzt konnte und mußte er beweisen, daß er größer war als die Versuchung, daß er ihr widerstehen konnte.

Als er zu Bruno hineinging, war er ein anderer. Fort war die Verstimmung und die Zurückhaltung, und mit der alten, treuen Herzlichkeit kam er nun dem Freunde wieder entgegen, um ihn vergessen zu machen, daß er auch nur einen Tag lang mit verschlossener Seele neben ihm hergegangen war.

Sofort bemerkte Bruno den Umschlag der Stimmung; er freute sich dessen ehrlich, und er war laßvoll genug, das Vorhergegangene mit keiner Silbe mehr zu erwähnen. Die alte Freundschaft, wie sie ehedem geherrscht hatte, war wieder entstanden.

Nur wenn sie von dem schönen Mädchen sprachen, und wenn Bruno nie genug von den herrlichen Eigenschaften seiner Braut erzählen konnte, nur dann erbehte es tief in Werners Brust, und immer noch glimmte dann ein Funke jenes gefährlichen Feuers tief im verborgenen — aber dann raffte Werner alle Manneskraft zusammen und erdrückte diesen Funken.

So siegte er über sich selbst. Abends saßen sie zu dreien im Garten und sahen hinunter in den Frühlingszauber der Campagna. Dann holte Francesca die Laute und sang ein Lied. Und eine friedlich-glückliche Stimmung zog dann herauf.

Arm in Arm saßen die Liebesleute da, glücklich und zufrieden, denn ihrer harrte nun ja eine wundergleiche Zukunft, der sie beide mit hoffender Seele entgegen sahen — und nur Werner, obgleich er still und scheinbar zufrieden dasaß, erbehte dann manchmal leise, denn in seiner Brust war es jetzt weh und wund, und in seiner Seele klang es wie ein leises, schmerzliches Weinen.

Und als er spät abends sein Lager aufsuchte, da biß er sich in wilder Wut fest in das Kissen hinein, um nicht laut aufzuschlucken.

Die nächsten Tage waren hell und voll lachend strahlendem Sonnenschein; fleißig saßen die Freunde und malten und füllten ihre Studienmappen.

Bruno war in prächtiger Stimmung. Offenherzig sprach er von seinen neuen Plänen, — wie er nun in Berlin ein Haus zu machen gedachte, um seine schöne Frau in die Gesellschaft einzuführen, wie er alle Geistesgrößen zu sich heranziehen wollte, um so einen kleinen Kreis auserlesener Menschen um sich zu schaffen. Still hörte Werner zu.

Und dann begann Bruno von neuem: „Und du, mein Junge, du mußt dich nun mit meiner Checca recht gut befreunden, denn ich beide will ich immer um mich haben, — treue Freundschaft und treue Liebe, — ohne die will ich nun nicht mehr sein!“

Mit treuherzigem Lächeln versprach es Werner, — aber in seiner Seele erklang wieder dies leise, wehe Weinen.

Am einem Vormittag hatte Bruno in Arco zu tun, um die Vorbereitungen für die Eheschließung zu erledigen.

Ehe er fortging, sagte er zu Werner: „Ich habe soeben Francesca gebeten, daß sie dir ein Stückchen vom Gardasee zeigt; also geht zusammen nach Riva, und sieh du dir die Ponalekrasse und den Ponalefall an. Es lohnt sich, mein Junge! Nachmittags komme ich dann nach, und wir treffen uns unten am Hafen!“

Werner sagte zu, aber heimlich erbehte er. Und gleich nachdem Bruno fort war, ging er hinunter in den Garten.

Francesca wartete schon. „Nun, haben Sie Lust zu der Partie?“ fragte sie mit fröhlich offenerzigem Gesicht.

„Aber natürlich!“ rief er ebenso fröhlich. „So etwas werde ich mir doch nicht entgehen lassen!“ Und so wanderten sie davon.

Wie umgewandelt war er. Alle Traurigkeit der Seele war wie weggeweht. Zum Jauchzen fröhlich wurde ihm ums Herz.

Langsam gingen sie dahin durch den sonnigen Frühlingstag. „Nun, ist es nicht schön bei uns?“ fragte sie heiter.

„Herrlich ist es!“ — Begeistert nickte er ihr zu.

„Freilich, an Kunst und moderner Lugensprache gibt unser Ort nichts, aber wer ein wahrer Freund der Natur ist, der kommt schon auf seine Kosten.“

Fröhlich erwiderte er: „Das will ich meinen! Und gerade das einfach Ländliche ist es, was der Gegend hier den Reiz gibt. Die Progen, die ohne internationales Kurleben nicht bestehen können, die sollen auch gar nicht hierher kommen — stimmt das nicht?“

Heiter, mit offenerzig reinem Blick sah sie ihn an und stimmte ihm bei.

Werner fühlte, daß er unter diesem Blick errötete, doch er nahm sich zusammen und zwang die Erregung zurück.

Plötzlich huschte ein Falter, ein buntes Pfauenauge, dicht an seinem Gesicht vorbei.

Im ersten Erichreden schlug er nach dem übermütigen Gefellen. Da bat sie schnell: „Ach bitte, tun Sie ihm nichts!“

„Oh, gewiß nicht! Übrigens bekomme ich ihn ja auch gar nicht mal!“ rief er lachend.

„Und zum Dank dafür sollen Sie auch belohnt werden.“ Schnell bückte sie sich und pflückte ein paar Veilchen, die am Wiesenrande standen.

Er war beglückt wie ein Knabe, dem man den größten Wunsch erfüllt hat. Dankbar schüttelte er ihr die Hand.

Sie nickte ihm fröhlich zu.

Und wie zwei glückliche Kinder, denen die erste Frühlingssonne das Herz erwärmt, wanderten sie fröhlich weiter.

Auf den Feldern waren die Bauern beim Wein, beschnitten die Reben und banden sie fest. Lustig gingen die Gräße hinüber und herüber. Und jubelnd schlangen sich die Berchen empor in den blauen Aether. Herrlich, herrlich war der Tag.

Das Herz wurde einem froh und weit, und alle Kümmernisse schwanden dahin unter diesem strahlend blauen Himmel.

Sie plauderten und lachten und scherzten, zwei Menschen mit fröhlichen Kinderherzen, zwei Freund geworden glückliche Menschen, die im Augenblick nichts wollten, als sich ihres Daseins freuen. So kamen sie, ehe sie es ahnten, in Riva an.

Erst das lärmende Rufen der Mora-Spieler, das aus einer Schenke herauskallte, erinnerte sie daran, wo sie waren.

Als sie durch die schmalen Gassen nach dem Hafen hinunterstiegen, sagte er: „Mein Gott, ist das eine interessante alte Stadt, riesig pittoresk — das reine Mittelalter noch — als ob die Jahrhunderte mit ihrer alles nivellierenden Kultur hier einfach vorbeigegangen wären!“

Lächelnd stimmte sie ihm bei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Nummer 36.

Eine Großstadtgeschichte von Paul Blif. (Nachdruck verb.)

Es war acht Uhr früh. — Noch schlummerten die Logiergäste des Familienhotels „Berner Hof“, aber unten im Parterre regten sich schon lange die ruhigen Hände der Angestellten des Hauses, alle Vorbereitungen zum Erscheinen der Gäste zu treffen.

Besonders Friedrich, der stramme Hausknecht, war in reger Tätigkeit: ein Haufen Stiefel und ein Berg von Kleidern lag vor ihm, die der Reinigung harrten. Aber dennoch hielt er manchmal mitten im Pufen inne, sah mit verschlafenen Augen hinunter auf den Fluß, der unmittelbar am Haus seine trüben Fluten träge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg und die winzig vorlugenden Sonnenstrahlen verbüßerte, dann wurden auch des guten Friedrichs Augen trüb, und in stiller Wut murrete er: „Hunderdletter, verdammtes!“

Plötzlich schlug die elektrische Glocke an.

Grimmig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na,

der hat's wohl furchtbar eilig!" brummte er vor sich hin und tappte langsam die zwei Treppen hinauf nach Nummer 36.

Auf sein Klopfen erschien der Zimmergast im Schlafrock und fragte unwirsch und mit sehr energischem Nachdruck, wo denn eigentlich seine Sachen bleiben.

Friedrich starrte ihn zuerst ein wenig verblüfft an, dann sann er nach, schüttelte den dicken Schädel und erwiderte: „Einen Augenblick, bitte!“ worauf er verschwand.

Langsam stieg er die Treppe wieder hinunter. Noch immer sann und sann er. Aber alles war umsonst: Er konnte sich absolut auf nichts besinnen, wenigstens nicht genau. Und unten angekommen, suchte er nun die Berge der Stiefel und Kleider durch, doch keine Nummer 36 fand sich vor. Boll Zorn warf er alles durcheinander, suchte und suchte wieder, aber nur mit demselben Erfolg. Nichts von Nummer 36 war zu sehen.

„Wat will denn nur der Duffel eigentlich? Er hat doch ja keine teure Kluft 'rausgehängt!“ schimpfte er schließlich. Dann setzte er sich nieder, stützte den Kopf in die Hand und versuchte, sich auf die Ereignisse des vorigen Abends zu besinnen. Aber soviel er auch sann und grübelte, ganz klar waren ihm die Geschehnisse nicht mehr. Das zwar war ihm allerdings noch erinnerlich, daß der Herr von Nummer 36 erst gegen zehn Uhr angekommen war; ja, er besann sich sogar noch darauf, daß er einen langen Überrock und große russische Gummischuhe angehabt hatte; von dem weiteren Verlauf der Dinge wußte er absolut nichts mehr; er hatte ein wenig gekneipt, war müde gewesen und hatte dann rein mechanisch

alle Sachen von den Türen zusammengepackt und genau nummeriert.

Aber schon wieder schlug die elektrische Glocke auf Nr. 36 an.

Und zum zweiten Male tappte Friedrich hinauf.

„Zum Donnerwetter, wo bleiben denn meine Sachen? Ich muß doch zur Bahn!“ schallte der Fremde.

Der Hausknecht zuckte etwas verlegen die Schultern und antwortete:

„Der Herr wird sich wohl irren: es sind keine Sachen da von Nummer 36.“

„Sie sind wohl verrückt geworden!“ rief nun der Fremde.

„O, ich denke doch nicht!“

„Ich verbitte mir das! Schaffen Sie mir sofort meine Sachen“

„Aber der Herr werden wohl verzeihen, — es sind in der Tat keine Sachen da von 36.“



Oberleutnant von Brandis (links),
der erste Erschürmer Douanmonts. (Mit Text.)

Jetzt bekam es der gute Friedrich doch ein wenig mit der Angst, denn er sah, daß der Herr nicht mit sich spaßen ließ. Er lief schnell zum Wirt, weckte ihn und berichtete umständlich, was sich ereignet hatte.

Der Wirt, dem natürlich an dem guten Ruf seines Hauses gelegen war, kleidete sich sofort an und begab sich hinauf nach Nummer 36. Dieselbe Szene wiederholte sich. Empört rief der Fremde:

„Ich bitte dringend, sofort die Polizei holen zu lassen!“

„Aber, mein Herr, Sie sind in meinem hochanständigen Hause“, versicherte der Wirt.

„Ja, zum Donnerwetter, wo sind denn aber meine Sachen geblieben? Oder meinen

Sie vielleicht gar, ich sei ein Betrüger?“ Hier, bitte, durchsuchen Sie gefälligst meine Reisetasche!“

Flehend bat der Wirt: „Aber erregen Sie sich doch nicht so,



Eine Kasir-Stube in Rosselaere in Flandern.

durch Reichs- sein Gefund- tische G- Rüdlich- Delt- größten Aufgab- stieß, i- leit und- dem, d- es sch- fden v- lei. V- Partei- zogen- großen- Lätigst- lassen- Staats- langler- leit tö- auf W- Krieg- hat de- von n- neu v- worde- wirtsch- dieser- läßt i- was- Vor- lich d- kläger- y- eins- und- durch- Wiß- geles- der- Geis- Kron- Geis- orga- den- uns- dies- lcher- lich- Die- un-



Ausicht von Comme-Py in der Champagne.

mein Herr! Sie stören mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr Anzug wird sich ja finden."

"Finden? Wo soll er sich denn finden? Ich habe ja bereits alle Sachen durchgesehen, die unten sind! — Sie haben eben einen Dieb im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei holen. Meine Zeit ist nämlich sehr knapp."



Ein Rehgergeselle, Ritter des Eisernen Halbmondes. (Mit Text.)

Ich werde Sie für alles verantwortlich machen!"

Der Wirt, Angstschweiß auf der Stirn, bat noch einmal höflich: „Bitte, mein Herr, haben Sie ein paar Minuten Geduld, ich werde sofort Rat schaffen."

"Aber, mein Herr, solange ich das Haus habe, ist so was noch niemals vorgekommen!"

"Nun gut. Wo ist Ihr Telefon? So werde ich selber die Polizei rufen."

"Mein Herr, ich bitte, haben Sie doch ein wenig Geduld. Sie vernichten ja den guten Ruf meines Hauses. Ihr Anzug muß sich ja doch wiederfinden!"

"Sehr gut! Soll ich hier vielleicht bis zum Abend in Unterhosen herumlaufen? — Um halb zehn geht mein Zug."

Fremden Maß, und nach wiederum zehn Minuten lagen sechs fertige Anzüge dem fremden Herrn zur Wahl vor. Desgleichen wurden aus einem Schuhgeschäft verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die seinigen gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwor, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich

Schnell hatte der fürsorgliche Hausherr sich entschlossen, lieber den Schaden zu tragen, als durch einen Polizeistandal sein gutes Haus in Verruf kommen zu lassen.

Bereits zehn Minuten später klopfte an die Tür von Nummer 36 der Zuschneider eines benachbarten Herrenleidergeschäftes, nahm dem



In stiller Andacht.

Aufnahme aus dem Felde von einem Feldgtrauen.



Militärische Jugendberziehung in Österreich: Wiener Pfadfindergruppe bei einer Geländeübung.

Kilophot, Wien.

„Soll“ schrie Frau Schieber ihrer Magd zu, „Sie haben die dumme Gans g'hört!“

„Na, wenn ich daselb', werd' ich Ihnen doch hören!“

Die Wittib klagte, da die neunzig Kronen nicht ins Haus kamen, und Herr Krautmayer wurde nachsichtig. Blutenden Herzens zahlte er die Miete für die Sommerwohnung des Herrn Direktors und lernte auch die Kostennote des Advokaten der Frau Schieber kennen. Die dumme Gans nahm er zurück und rettete seine Unbescholtenheit.

Darauf schwur er in seiner grimmen Wut, ganz Fahrenstein dem Erdboden gleich zu machen, die Schieber an einen Pfahl zu binden und langsam zu rösten, und sodann sich, seine Frau und seine zwei Jungen auf eine unmenschliche Art ums Leben zu bringen, — schenkte aber schließlich allen das „elendige“ Dasein.

Herr Didingen wurde im Herbst Oberoffizial; und die Krautmayerischen verbrannten im Winter sämtliche Ansichtskarten von Fahrenstein, die sie im Laufe der Jahre gesammelt und bereinst einmal dem Stadtmuseum schenken wollten. Und sahen den Hinterbauer nie wieder.

Das Brot in Sprichwort und Sage.

Von Eugen Peterson.

Es ist golden Brot“, sagt man in Italien von dem, der ein süßiges Leben führt, und nicht etwa entkammt dieser Ausdruck der dichterischen Phantasie, sondern der Wirklichkeit, und zwar deshalb, weil man im vierzehnten Jahrhundert in den Häusern der Reichen Brot auftrug, das mit dünnen Gold- oder Silberplättchen belegt war, denn das Brot an sich erschien den Bewohnern als etwas Alltägliches, zu Gewöhnliches und Selbstverständliches, als daß es ohne kostbaren Schmuck der Tafel reicher Leute würdig gewesen wäre.

Ohne verwöhnt zu sein, haben auch wir das Brot bisher nicht so geachtet als heute und nicht die Worte beachtet: „Wer kein Brot hat, dem kommen viel Gedanken“. Wir haben ja Brot und werden es dank der Fürsorge von Staat und Gemeinden auch ferner haben. Aber gefragt haben wir uns wohl schon oft, wie es wäre, wenn wir einmal kein Brot hätten.

Denken wir einmal genau darüber nach. Manche Weisheit aus Sprichwörtern und aus der Sage wird uns Aufklärung geben. Philosophische Aussprüche aus Volksmund klingen uns entgegen. die beachtenswert für die heutige Zeit sind.

„Verteile so dein Brot, daß du nicht leidest not.“

Wenn wir uns an diesen Rat halten, so werden wir leicht den Aushungerungsplan unserer Feinde zuschanden machen. Sollten auch die Stüde etwas spärlicher ausfallen, so tröste man sich mit dem Trost der Väter: „Ein halbes Brot ist besser als gar keines.“

Das Kriegsbrot fällt wohl oft etwas schwarz aus, das schadet nichts. Das mundet wohl nicht so wie weißes Brot und scheint schon früher so gewesen zu sein; denn ein altes Sprichwort sagt: „Wenn ich weißes Brot habe, esse ich kein schwarzes.“ — „Der hat weißes Brot zuerst gegessen“, sagte man auch von jemand, dessen gute Zeiten hinter ihm lagen. Und will man zum Ausdruck bringen, daß man einem Grollenden nicht durch besondere Freundlichkeit entgegenzukommen braucht, so heißt es, wie Allwallstadt in seiner interessanten Bauderei über die Philosophie des Brotes erzählt: „Er muß beim schwarzen Brot wieder gut werden.“

Trotzdem soll man das weiße Brot keineswegs überschätzt haben, wie die nachstehenden Sprichwörter beweisen: „Man wird des weißen Brotes auch satt“ — oder: „Man ist solange weißes Brot, bis man nach dem schwarzen greift.“ Das letztere wird deshalb auch kräftig in Schutz genommen: „Auch schwarzes Brot schützt vor dem Hungertod.“ — „Schwarzes Brot macht so satt wie weißes.“ — „Schwarzes Brot macht die Wangen rot“ usw.

Recht zeitgemäß ist auch eine andere alte Brotweisheit, nämlich die Warnung vor dem „frischgebackenen Brot“. Es schmeckt besser, ist jedoch ungesund, und mehr als an den Magen denkt man heute dabei an den Geldbeutel; denn es ist eine alte Erfahrung, daß „frisches“ Brot sich sehr schnell „verst“ — Deshalb heißt es auch, daß es ein Haus „öde“ machen kann, d. h. eine Familie, die es regelmäßig isst, kommt auf keinen grünen Zweig, sondern „verodet“, d. h. verarmt. — Das schwäbische Volk hat hierfür ein kerniges Wort: „Mit dem neubadenen Brot kann man den Bauern auf Gant fressen.“ Man kann ihn also so weit

bringen, daß er sein Hab und Gut versteigern lassen muß. Eine alte Wahrheit haben also unsere Behörden beachtet, als sie den Verkauf neubadenen Brotes untersagten. Das Brot will aber auch geachtet werden. Dem alten Reim: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert“, entspricht der nachstehende: „Wer das Stüdlein Brot nicht ehrt, der ist auch den Laib nicht wert.“

In Schwaben heißt's: „Das Stüdlein Brot, das auf den Erdboden gefallen ist, solle man küssen“, um es gleichsam zu versöhnen, es für die Unachtsamkeit, mit der man es behandelt hat, um Verzeihung zu bitten. Ebenso veranlaßte einst der berühmte Paracelsus einen Gastwirt dazu, den Pfennig zu küssen, den dieser hatte fallen und achtlos liegen lassen. „Küß den — Pfennig“ heißt seitdem, wie Allwallstadt berichtet, seit jener Zeit das Wirtshaus.

Das Brot, das Schweiß kostet, erarbeitet werden muß, das „weint, wenn es unnütz gegessen wird“. Das Brot, das man am meisten achten soll, wenn es am wohlfeilsten ist, sagen die Litauer,

das liebe, tägliche Brot verlangt noch andere Rücksicht: „Man soll es nach dem Volksglauben nicht auf seine gewölbte Seite legen“, es darf „nicht in die Stube sehen“, d. h. mit dem Abschnitt nicht über den Tischrand schauen.

Das Sprichwort sagt: „Wer das Brot krumm schneidet, hat an dem Tag schon gelogen, wer das Brot nicht eben schneiden kann, kann auch nicht eben tanzen.“

Das Brotschneiden erfordert eine gewisse Geschicklichkeit. Und weil „Geschick“ und „Glück“ sich reimen und weil eine geschickte Behandlung des Brotes auch auf eine ordentliche Lebensführung schließen läßt, so prophezeit man dem, der die Kunst des Brotschnittes versteht, Reichtum. „Schneidet das Brot gleich, dann werdet ihr reich“, sagt man im Erzgebirge und fügt hinzu: „Schneidet ihr's über die Quer, so geht auch alles quer.“

Auch heißt es an anderer Stelle: „Wer will werden reich, der schneide' das Brot fein gleich“, was damit erklärt wird, daß ein Hauswirt verarmen muß,

der es duldet, daß „seine Kinder und sein Gesinde nur nach ihrem eigenen Gefallen das liebe Brot berupsen und veranstaßeln und unordentlich davon schneiden, daß zuweilen die Rinde um und um abgeschnitten wird und nichts als die Broße liegen bleibt, welche hernach gemeinlich verschimmelt und aufs höchste denen Schweinen zuteil wird“.

„Gold finden“, d. h. reich werden soll nach altem Spruch auch derjenige, der schimmeliges Brot zu verschmausen nicht verschmäht. Ihm wird hohes Alter vorausgesagt, eine helle Stimme sei ihm eigen, leuchtende Augen und weiße Zähne.

Nun, schimmeliges Brot wird man heute kaum irgendwo finden. Doch aber wird uns die „Brotlehre“ noch interessieren: „Fremder Leute Brot ist den Kindern Semmel“, hierunter kann man auch Kuchen oder Zuder verstehen.

Denken wir bei diesem Worte heute nicht an gewisse große Kinder, denen alles Fremdländische begehrenst und beachtens, ja nachahmenswert erscheint, und die das Heimatlische dem Fremden hinteransetzen? In den kommenden Tagen wird man hoffentlich anders denken und erst sorgsam prüfen, ob es auch immer Semmel und Kuchen ist, was über die Grenzen in die Heimat geführt wird und uns den Geschmack heimischen Brotes verleiden will.

Und zeitgemäßer als je ist auch heute das Wort: „Das Brot, das man verschönt, findet man wieder.“ Heute heißt es: „Spart Brotmarken und ihr selbst werdet die Segnungen eines ehrenvollen Friedens genießen.“

Wohl mancher Hausfrau wird diese Forderung zu hoch und zu streng erscheinen. Gerade das Brot, das so knapp ist, soll man sich versagen? — Auf solch' kleinmütige Frage gibt eine deutsche Sage eine treffliche Antwort:

„Es war einmal eine Hungersnot. Da hatte das edle Fräulein von Lichtenstein auf Redarshausen ein einziges Brot nur noch im Hause. Ein Bettler kam und bat sie um ein Stüdlein. Barmherzig war sie bisher nie gewesen. Vom Überflusse hatte sie stets und freudig gegeben. Aber vom letzten, vom allerletzten Brotlaib, den sie selbst besaß? Das schien ihr doch zu viel verlangt. Nach kurzem Zaudern hieß sie den Bettler gehen. Ein Stüdlein später gedachte sie ihren eigenen Hunger zu stillen, doch siehe, der Brotlaib war zu Stein geworden. Beschämt erkannte das edle Fräulein den Born des Himmels und ließ das feinerne Brot sichtbarlich einmauern in die Wand einer Kapelle, künftigen Geschlechtern zur Warnung.“

Verzierbild:



Wo ist das andere Bräutchen zum Wochenausgehen?

